

Liebe Gemeinde, Schwestern und Brüder,

ich danke ganz herzlich für die Einladung nach Jena. Es ist eine besondere Ehre für mich, am schönen Sonntag Jubilate auf der Kanzel zu stehen, wo (wie wir wissen dürfen) der Reformator Martin Luther neun Mal stand, und wo ich nun – zum ersten mal in meinem Leben überhaupt – eine Predigt halten darf. Das ist ein bewegendes, freudiges Gefühl, aber auch eine ehrenvolle und wahrlich risikoreiche Anstrengung, die die Luthersche Idee des allgemeinen Priestertums einem abverlangt. Doch nun zunächst der Predigttext. In der Lutherbibel trägt er die Überschrift:

Trauer und Hoffnung bei Jesu Abschied

16 Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht mehr sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen. 17 Da sprachen einige seiner Jünger untereinander: Was bedeutet das, was er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen; und: Ich gehe zum Vater? 18 Da sprachen sie: Was bedeutet das, was er sagt: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. 19 Da merkte Jesus, dass sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Danach fragt ihr euch untereinander, dass ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen? 20 Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet weinen und klagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll zur Freude werden. 21 Eine Frau, wenn sie gebiert, so hat sie Schmerzen, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist. 22 Auch ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen. 23 Und an jenem Tage werdet ihr mich nichts fragen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, wird er's euch geben.

„Ich verstehe die Welt nicht mehr“ – sagt Meister Anton zum Schluss des Trauerspiels Maria Magdalena von Friedrich Hebbel. Die Ratlosigkeit des Meisters in diesem literarischen Klassiker ist der Ausdruck der Ratlosigkeit eines alternden Menschen angesichts der Probleme und Herausforderungen einer sich modernisierenden Gesellschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Wie oft haben wir Jenenser Germanistikstudenten diesen Satz als Zitat, gelegentlich etwas ironisch als geflügeltes Wort gebraucht, als wir Anfang der 80er Jahre die – nennen wir das mal ein wenig ironisch – „Herausforderungen“ des sozialistischen Systems nicht verstanden haben! Das fiel schon zu Hause in Ungarn schwer, aber in der damaligen DDR erst Recht.

Unverständnis, Unsicherheit – die sich daraus ergebende Sorge und Verzagtheit, Erfahrungen, die auch heute nicht unbekannt sind. Unverständnis darüber, dass uns so ein kleines Virus weltweit angreifen kann. Unverständnis darüber, dass in Europa wieder ein Krieg stattfindet. Unverständnis über einige selbstzerstörerische Tendenzen, die den Anschein erwecken, dass unsere verwöhnte Zivilisation nicht über den eigenen Schatten springen kann.

Ja, auch gläubige Christenmenschen sind heutzutage voller Zweifel, Selbstzweifel, Sorge, Angst. „Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen, Angst und Not / sind der Christen Tränenbrot.“ – so hören wir es in der wunderbaren Kantate von Johann Sebastian Bach zum Jubilate-Sonntag, in Weimar vor 309 und in Leipzig vor 299 Jahren. Jene Unsicherheit prägte die Jünger Christi vor 2000 Jahren auch. Der Meister, den sie verehren, dem sie so viel zu verdanken haben, redet plötzlich ganz komische Dinge. Was soll das heissen? „Was bedeutet das, was er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen; und: Ich gehe zum Vater?“ Was für geheimnisvolle, fast gespenstische Sätze sind das? Die Jünger verstehen die Welt nicht mehr. Und Jesus, sich dabei beinahe amüsierend, tut eins noch drauf, weitet die Geheimniskrämerei aus, bestückt mit einer kleinen Drohung: „Ihr werdet weinen und klagen, aber die Welt wird sich freuen.“ Ihr weint – und die Welt freut sich. Ihr und die Welt. – Wir, und die Welt. Ich und die Welt.

Vor vierzig Jahren, 1983 kam ich zum ersten Mal nach Jena, um als Student der Germanistik an der Universität Budapest ein obligatorisches Teilstudium – wie es hieß – zu absolvieren. In einem empfindlichen Alter, wo Zweifel, auch Selbstzweifel einen jungen Mann sehr stark prägen. Wo ich – trotz der Zugehörigkeit zur Jungen Gemeinde, in der ich aufwuchs, die Wichtigkeit der jahrhundertelangen lutherischen Tradition in der eigenen Familie etwas in den Hintergrund gedrängt hatte. Ob aus Trotz oder Faulheit oder beidem – weiss ich nicht mehr. Ich habe mich auf jeden Fall auf die Zeit in Jena gefreut – auch weil ich zum ersten Mal dauerhaft nicht zu Hause wohnen brauchte.

Neben der persönlichen Verunsicherung und Wegsuche war da etwas, das mit den politischen Umständen zu tun hatte. Als Ungar hatte ich eine spezielle Erfahrung des Daseins hinter dem Eisernen Vorhang mitgebracht: diese eigenartige, relative Freiheit, diese etwas komische, von scheinheiligen Kompromissen wie von unterdrückten Ängsten geprägte Einstellung zum System. Eine kommunistisch schillernde Freiheit, die unsere Jugend doch anders, freizügiger und sorgloser gestalten liess, als das unseren Altersgenossen in vielen anderen kommunistischen Staaten, so auch in der DDR möglich war. Ein merkwürdiges Gefühl: wir lernten auf einmal die eigenen Verhältnisse mehr zu schätzen, indem wir die verschiedenen Absurditäten des real existierenden Sozialismus in Jena, in der Karl-Marx-Allee 1-3 (!) in den Plattenbauten von Jena Lobeda (!) erlebten. Alles ist relativ. Es war ein komisches Selbstbewusstsein eines „freien Ungarn“ gegenüber seinen „geknechteten“ ostdeutschen Gastgebern, die unter solchen Verhältnissen leben mussten, die wir nur aus den Erzählungen unserer Eltern aus den 50-er Jahren kannten.

Manchmal verstanden wir die Welt nicht mehr, in der Tat. Wir ungarische Studenten waren anfangs viel unter uns, wobei wir gewusst haben, dass der Sinn unseres Aufenthaltes gerade wäre, dass wir viel Zeit mit hiesigen Muttersprachlern verbringen. Wir gaben also unsere Selbstisolation auf und suchten bald die Gemeinschaft in und mit dieser unbekanntem Welt. Einige von uns, die auch zu Hause in Ungarn irgendwie „kirchlich gebunden“ waren, suchten wir das gute, authentische Gespräch. Und in den Studentengemeinden haben wir es auch gefunden. Das war eine sehr wichtige, für mich prägende Erfahrung. Das anfängliche Misstrauen löste sich auf, wechselseitig. Mancher Ausflug in die Umgebung, oder – am heutigen Tag sei besonders darauf hingewiesen – ein ausgelassener „Maisprung“ hat da sehr geholfen.

So konnten wir eine lebendige Glaubensgemeinschaft kennenlernen, die die allgegenwärtige Präsenz der Staatsmacht und die Resistenz dagegen ganz anders erfahrbar machte, als wir in unserer eingebildeten Freiheit. Ich erinnere mich an einige Gespräche von damals, an die unterschiedlichen Charaktere und Färbungen des evangelischen Glaubens, der jeweiligen politischen Einstellung. Zögernde, Realisten, Radikale, Zweifler – in großer Ernsthaftigkeit. Manche hielten sich in einem für mich damals gänzlich unbekanntem Pietismus fest. Doch in den Gebeten waren wir vereint. Gelegentlich war das klug verschlüsselt – aber eindeutig. Hier war sie zu spüren: die große Freiheit des Glaubens.

Warum ich das, vielleicht etwas ausufernd, erzähle: weil ich dieses Gefühl, dieses „wir“: die Christen hier, und die da draußen in der Welt, diejenigen, die sich nicht mit uns freuen können, aber auch nicht mit uns weinen und klagen..., weil ich das hier in Jena zum ersten Mal so klar, so irritierend, so unausweichbar erlebt habe. Und ich habe erlebt, dass wir, in einer relativen Freiheit verwöhnte Ungarn, die Welt hier nicht verstehen, fast so, wie die Jünger Christi ihren Meister nicht verstehen konnten. Hier begegneten uns junge Leute, junge Männer und junge Frauen, die sich in ihrer gemeinsamen Not an IHM viel entschiedener festhalten konnten, IHM, seine Ermutigung und seine Worte, viel besser verstanden, als wir das damals konnten.

„Doch eure Traurigkeit soll zur Freude werden“ – sagt Jesus. Was für eine wundersame Dramaturgie?! Ein Wechselbad der Gefühle: zuerst die Drohung, dann das Versprechen. Aber wie wird die Traurigkeit zur Freude? Nun wird der Meister persönlich und kategorisch: „Ich will euch wiedersehen“ – eine eindeutige Geste der Verbundenheit in größter Not. Und: „Eure Freude soll niemand von euch nehmen.“ Die Freude nach dem Wiedersehen ist also nicht flüchtiger Natur. Die Welt, die sich gefreut hat, als die Jünger noch geweint und geklagt haben, hat letztlich keine Chance. Eine unglaubliche, ja beinahe ungeheuerliche Ermutigung. Karfreitag und Ostersonntag. Kreuzigung und Auferstehung. In einigen wenigen Worten. Das Wesentliche unseres christlichen Glaubens. Allerdings bleibt die Frage nach dem „Wie“ weiterhin unbeantwortet. Das Geheimnis bleibt. Und bleibt noch lange. Immer wieder.

1984 ging mein Jenaer Aufenthalt zu Ende. Es gab noch einige Besuche, Anrufe, einige kamen nach Ungarn zum Urlaub. Dann ließen die Kontakte nach. Wir verloren uns aus den Augen. In Ungarn haben wir uns im lauwarmen Wasser der späten Kádár-Ära, im sogenannten Gulyás- oder „Gulasch-Kommunismus“, wie man hier zu sagen pflegt, in der „fröhlichsten Baracke des Ostblocks“ eingerichtet. Erst heute, indem sich unsere Kirche intensiv mit der Aufarbeitung der damaligen Funktionsweise auseinandersetzt, sehen wir, wie heimtückisch das System war: ein ausgeklügeltes Netzwerk von Geheimdienst-Mitarbeit und „gesellschaftlichen Kontakten“ hat dafür gesorgt, dass die Menschen sich nur so weit frei bewegen konnten, dass die „Grundsätze der sozialistischen Gesellschaftsordnung“ nicht in Frage gestellt wurden. Ja, auch in unserer Kirche gab es damals vereinzelt Stimmen, ehrenwerte, angesehene Pfarrer, Laien, die die Scheinheiligkeit des Systems thematisiert haben. Doch rückblickend müssen wir uns fragen: warum waren unsere Schwestern und Brüder im DDR-Widerstand und dann auch in den Tagen der Friedlichen Revolution mutiger als wir. Was gab ihnen die Kraft und die Ausdauer für die Friedensgebete, die stillen und weniger stillen, die 1989 zu den beeindruckenden Demonstrationen geführt haben? Wieso waren die Gemeinden stärker und anhaltender im Gebet als wir?

In unserem Predigttext gehen Leid und Freud Hand in Hand. Beide sind von Gott gegeben und wirken aufeinander. Maria Magdalena am offenen Grab, Thomas der Zweifler oder die Jünger von Emmaus helfen uns, der Lösung des Geheimnisses, der Erlösung aus „Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen, Angst und Not“ ein wenig näher zu kommen. Sie waren nicht aus anderem Holz geschnitzt als wir es sind. Verschiedene Charaktere, die dann doch zum Glauben fanden. Und Mut schöpfen konnten aus der wahrlich unglaublichen Erfahrung der Auferstehung Jesu Christi. Daraus wächst kein bequemer, untätiger, kontemplierender Glaube, sondern ein Glaube, der weitere Aufmerksamkeit und Anstrengung erfordert. Ein Glaube, der Tatkraft gibt und immer wieder neue Perspektiven eröffnet.

„Annus mirabilis“, ein Jahr der Wunder, wurde das Jahr 1989 genannt. Eine Bezeichnung die deutlich macht, dass es für die schlauesten kommunistischen oder postkommunistischen Polit-Strategen oder Medienmacher bis heute unvermeidlich ist, ihr fundamentales Unverständnis für jene Ereignisse in solche, ziemlich kirchlich klingenden lateinischen Worte zu fassen! Doch nicht nur jenes Jahr war buchstäblich *wunder-bar*. Fast dreieinhalb Jahrzehnte danach denken wir an die Zeiten zurück und wir schauen uns verwundert um.

Heute, im Frühling des Jahres 2023. Ich weiss: wenn man etwas tagtäglich sieht, ist die Großartigkeit der Veränderung weniger sichtbar. Doch ich muss gestehen, dass ich immer wieder tief berührt bin, wenn ich Orte wiedersehe, die ich zuletzt im „besten Arbeiter- und Bauernstaat aller Zeiten“ erlebt habe. Das prägendste und schönste Beispiel für mich ist der Wiederaufbau, der Glanz und die gemeindliche Lebendigkeit der Frauenkirche in Dresden. Aber auch das großartig sanierte und gastfreundige Augustinerkloster in Erfurt, wo ich Dank der Internationalen Martin Luther Stiftung mit meiner Frau wohnen darf. Oder diese Stadt Jena, diese wundervolle Stadtkirche, mit Luthers Relief im Gegenüber der Kanzel. All das legt Zeugnis dafür ab, dass wir mit tiefer Dankbarkeit gegenüber dem Herrn der Geschichte auf all das schauen können.

Gewiss, unsere heutigen Verhältnisse sind anderer Natur als die vor vierzig Jahren. Doch sie sind nicht weniger herausfordernd. Wer hätte gedacht, dass die Friedensgebete, die damals der Beendigung des kalten Krieges galten, heute für einen gerechten Frieden in einem heißen Krieg ertönen müssen. Wie wichtig ist die Kraft des Gebetes auch heute!

Pandemie, Migration, Zeitgeist, gesellschaftliche Integration erfordern auch Anstrengung, Mut und Zivilcourage. Verstehen wir die Welt heute besser als vor Jahrzehnten, vor Jahrhunderten, gar vor zweitausend Jahren? Verstehen wir Jesus besser als die Jünger damals, beim geheimnisvollen Abschied? Wohl kaum.

Das Wesen und Wirken der Auferstehung bleibt ein Geheimnis, auch drei Wochen nach Ostern. Auch wenn wir uns immer wieder dazu bekennen. Doch die eindeutige Aussage Jesu: „Ich will euch wiedersehen“ kann uns ermutigen: wir dürfen die Kraft der Freiheit, die wir durch IHN und in seiner Erlösung bekommen, nie unterschätzen!

Und noch wichtiger: freuen wir uns nicht nur am Sonntag Jubilate, sondern jeden Tag über diese freudige Verheißung Jesu. Diese Freude kann uns niemand nehmen. Die Freude, die wir am stärksten in Gemeinschaft miteinander erleben. Ungarn wie Deutsche, Protestanten wie Katholiken. Christenmenschen, die sich gerade in diesen Stunden in Budapest versammelt

haben, um mit dem Nachfolger Petri, Papst Franziskus, eine heilige Messe zu feiern. Lasst uns diese freudige Gemeinschaft immer wieder und immer intensiver erleben! Wir haben eine Verantwortung in und für diese Welt, die wir mit heiterer Gelassenheit und Glaubensfreude besser wahrnehmen können, als ohne.

Darum lasst uns beten:

Großer Gott, wir danken Dir für die Zusage, dass Du uns wiedersehen willst.

Bitte lass die Weinenden wieder lächeln, die Klagenden Dich preisen.

Gib denen, die sich sorgen Zuversicht, den Verzagten wieder Mut.

Und – wenn wir zweifeln oder zu verzweifeln drohen,

lass uns auf Maria Magdalena schauen, die Dich gesehen hat.

Oder auf den heiligen Thomas, der Deinen Wunden mit seinen Fingern nachspürt.

Mach uns immer wieder bewusst, dass unsere Schwachheit sich in Stärke verwandeln kann.

Dass wir – mit Sankt Peter, der Dich dreimal geleugnet hat, die Fähigkeit behalten, die Gemeinschaft der Kirche in Deinem Geiste zu stärken.

Gib uns die Sicherheit, dass wir bei allem Unverständnis in und mit dieser Welt überzeugt sagen können: Wer Dich liebt, dem dient alles, was geschieht, zum Guten.

Mach aus uns besonnene, fröhliche Menschen. Und schenke uns jubelnde christliche, lutherische Gemeinschaften, die all das gemeinsam erleben und bekennen und in die Welt tragen können.

Amen.

Predigt des Landeskurators (Leiters) der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Ungarn, Herrn Gergely Pröhle, am Sonntag Jubilate, dem 30. April 2023, in der Stadtkirche St. Michael zu Jena.